

Paul  
Nizon  
Aber wo ist  
das Leben

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2600



Paul Nizon  
Aber wo ist das Leben  
*Ein Lesebuch*

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1996

suhrkamp taschenbuch 2600

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39100-6

für Paul und Trudi Hofer



*Das Erinnern der Gegenwart  
ist meine Sache*





## Geboren und aufgewachsen in Bern

Geboren und aufgewachsen in Bern, in der Länggasse, einem Stadtteil unweit des Hauptbahnhofs, der vorn Universitätsviertel ist und damals, hinten um Toblers Schokoladefabrik, Arbeitergegend und noch weiter hinten Schrebergartenzone, Stadtrand und Waldrand war. Es gibt Leute, die die Länggasse als das bernische »quartier latin« bezeichnen. Davon war nicht mehr viel zu spüren, möglich daß es zu Anfang des Jahrhunderts anders war, als dort die russischen Emigranten auftauchten und die Bürgerschaft mit fremdländischen Gewohnheiten und unruhigem Intellekt aus der Ruhe schreckten. In meiner Kindheit lebten zwar immer eine Menge ausländischer Studenten unter uns, sogar Amerikaner, aber man hätte nicht sagen können, daß sie das Leben in unseren Straßen bestimmten. Sie lebten zurückgezogen, als Untermieter und Schützlinge von Schlummermüttern, und fielen nicht weiter auf.

In der Nähe der Universität ist die Länggasse beinahe ein Villenquartier. Vorherrschend sind Privathäuser mit Gärten, die die menschenleeren Straßen und Wege mit ihren Tannen verfinstern. In meiner Erinnerung atmen diese Villen eine Selbstverkrochenheit, die schon fast misanthropisch wirkte. Gärten und Sträßchen lagen verwaist, die Ruhe war abweisend und interessant wie um Sanatorien, ich wußte nicht, wer hinter den finsternen Gärten und Fenstern lebt, wer die Bewohner sind, aber unterbewußt brachte ich die

altersböse Stille mit der nahen Universität, mit Studium und geheimer Forschung, mit Brüten und Kopfarbeit, also mit Akademikern, eher mit geistigen als materiellen Privilegien in Verbindung. Möglicherweise hatten sich die mittlerweile eingebürgerten und zu Ansehen gekommenen Immigranten hier verschanzt. Hinter der Universität begann eine Zone mit altmodischen grauen Mietshäusern und einer Bewohnerschaft, die zum unteren Mittelstand zählte. Beamte und Angestellte lebten da, sie traten aber nur zu den Stoßzeiten in Erscheinung, sonst lag die Gegend still. Die Straßen lagen in der sonnigsten Langeweile still, wenn die Straßenbahn die Herren Beamten abgeholt hatte. Was blieb, war Frauenleben, wohl auch Krankenleben, Kummer und Gram.

Durch das Länggassquartier führt als schnurgerade Hauptachse die Länggasstraße, die damals von der Straßenbahn befahren wurde. Die Linie endete in der Nähe des Waldrands, und wenn die letzte Straßenbahn mit erleuchteten leeren Wagen den leeren Straßenschlauch abgefahren war, lag das Viertel in der traurigsten Ausgestorbenheit da – höchstens daß die paar Kneipen der hintersten Länggasse noch Betrieb hatten. Aber dieses Randgebiet galt als unzumutbar, ja gefährlich, wenigstens von unserem ordentlichen Mietshäuserstandpunkt aus. Mir war die hinterste Länggasse nahe dem Waldrand mindestens ebenso interessant wie das Villenrefugium um die Universität. Die Häuser waren ärmlich, fast schon verwahrlost, die Sitten waren locker, der Lärm laut, es war was los, mehr Leben da hinten am Rande, und gewisse Seitenstraßen atmeten eine aufrührerische Luft.

Wenn abends die Fabriksirene gellte, ergossen sich die Scharen der Arbeiter und Arbeiterinnen aus Toblers Fabriktor, und dieses Ausströmen von Menschen, die den Tag über mit etwas beschäftigt gewesen waren, was zu guter Letzt zu den begehrten Schokoladetafeln und Pralinen führte, dieses In-die-Freiheit-Gelangen, das das Gegenbild von Gefangenschaft und Gleichschaltung war, erteilte den einzigen Anschauungsunterricht von Arbeit, den das Quartier bot – sah man von den Schustern und Schreibern, den Handwerkern ab, an deren Werkstätten ich auf dem Schulweg vorbeikam. Die Beamtenarbeit der meisten Väter war ja etwas Unsichtbares und darum Unvorstellbares.

Die Länggasse war nicht nur von der Universität her mit Ausländern durchsetzt, das Viertel besaß eine italienische Minderheit, die schon in zweiter Generation dort lebte. Diese Italiener hatten sich emporgearbeitet, sie waren Früchtehändler, Plattenleger, Maler, Gipser, Velohändler, kleine Unternehmer, es gab kaum eine Schulklasse, die nicht Kinder mit italienischen Namen aufzuweisen hatte. Ich war mit einigen Jungen befreundet, ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, ebenso um ihrer Sanftheit wie um ihrer frühreifen Männlichkeit willen. Sie hatten andere Stimmen, dunkle, irgendwie heisere Stimmen hatten die Knaben schon vor dem Stimmbruch, und die Mädchen waren auf besondere Weise anziehend, anders als die oft gackeligen Mitschülerinnen aus bernischen Familien: frühfraulich verhalten gingen sie Phantasien stiftend unter uns. Ihre Familien hatten wohltonende Namen wie Cavadini, Fanazzi, die Kinder hießen Florindo, Giancarlo, Francesca.

In nächster Nähe unseres Mietshauses stand die Casa d'Italia, an deren Fassade die italienische Trikolore herabhing, eine Art Klubhaus mit Wirtshaus, Versammlungs- und Vergnügungsräumen; und mit einem kastanienprallen Garten, der von hohen Bretterwänden umstellt war. An Sonntagen hörte man die Italiener unter den Kastanien tafeln, es tönte laut und fröhlich, vielstimmig erschallte der Garten, und wir hatten das unbedingte Gefühl, daß es dort schön und lustig und nicht mißgünstig und vorsichtig zuging wie in den Mietshäusern nebenan. Mit italienischen Buben trieb ich mich als Knirps in der Casa d'Italia herum, wir saßen an einem Tisch und spielten Schach, während über unsere Köpfe hinweg Flaschen und Hände gereicht wurden und lautstarke Anreden und Reden wechselten. Ich weiß, daß ich mich in dem warmen und wilden Getümmel ebenso angeregt wie geborgen fühlte. An Samstag- und Sonntagabenden gab's Kino, ich hörte das dramatische An- und Abswellen der fremden Stimmen in fremden Stücken eines unsichtbaren Illusionstheaters, ich war aufgeregt und sehnsüchtig, und nach Kinoschluß horchte ich von meinem Bett aus noch lange auf die lauten Unterhaltungen der abziehenden und auf der Straße immer wieder stehenbleibenden diskutierenden Italiener. Die Italiener der Casa d'Italia waren unmittelbar nach Kriegsende aufgetaucht, sie waren Fremdarbeiter, nicht Emigranten, und als ich später die ersten neorealistischen Filme sah, meinte ich in den Protagonisten und Szenen meine Bekannten aus dem Klubhaus wiederzuerkennen.

Die Länggasse grenzt an den Bremgartenwald, der

nicht irgendein Wäldchen, sondern ein ausgedehntes Waldgebiet ist, mit Rotwild und Füchsen, Reitern, schauerlichen Lustmorden und Liebespaaren, mit tiefster Waldesfinsternis und plötzlichen Lichtungen, ein Wald zum Sich-Verirren und Fürchten, ein Wald für Streifzüge, ein herrlicher Winterwald.

Vor Weihnachten trat ich wunderwärtig in den hohen Tannenhof ein, ich spürte äsende Rehe auf, besuchte die eingehegten Pflanzungen mit Jungbäumen, unter denen bald die Christbäume geschnitten würden, ich sah sie dann auf dem Markt, zottig von fettem klebrigem Schnee. Ich mochte die arbeitenden Männer dort im Vorfeld des Waldes, ihre vermummten Gestalten, die Gerüche von Harz, Schweiß, billigem Pfeifen- tabak; den Rauch, ihren sichtbaren Schnauf in der eiskalten Luft, ihre riesigen rissigen Hände, ihre Arbeit, die sie mit dem Wald verband, anders als den Spaziergänger und Bummler. Der Wald gehörte ebenso selbstverständlich zum Länggassquartier wie Universität und Toblerfabrik, wie das ehrfurchtgebietende Gerichtsmedizinische Institut und dasjenige für Chemie, Physik, Vivisektion, wie der Güterbahnhof und der Friedhof.

Bern war jahrelang nur die Länggasse, und sie war ohne Vergleich, war größer und bedeutungsvoller selbst als New York und Tokio zusammen, als jede Stadt, weil es damals New York und Tokio und alle anderen Städte noch nicht gab. Damals (bei der Erschaffung der Welt) war unser Viertel mein ein und alles. Sogar die Langeweile der Länggasse erscheint mir im Rückblick herrlich. Das Licht der Frühe liegt immer noch auf den Straßen und Winkeln, und dieses

Licht ist der Widerschein von damals, als alles niegesehen und erstmalig war.

Die Stadt, besser, die Altstadt oder Innenstadt, die im Unterschied zu anderen Orten nicht ein erhaltenswertes Überbleibsel ist; die »Stadt«, obwohl nur einen Katzensprung von unserer Wohnstraße entfernt, lag jahrelang außerhalb meiner Reichweite, meines Erfahrungsbereichs. Wir gingen »in die Stadt«, wenn ich meine Mutter auf den Markt, ein Amt oder aus anderem Anlaß ins Zentrum begleitete. Als ich in die Mittelschule kam, lag die Stadt auf einmal an meinem Schulweg, nein: der Schulweg integrierte mich alltäglich der Stadt.

Die Länggasse liegt hinterm Bahnhof auf einer Anhöhe, und so führte der Schulweg von der Höhe der Universität geradewegs in die Stadt hinunter, ich tauchte jedes Mal buchstäblich in deren Niederungen ein. Ich gab mir nicht Rechenschaft darüber, was Stadt und Stadtwelt sei, trotzdem muß ich den Unterschied vom ruhigen Wohnquartier in die belebte Innenstadt sehr deutlich verspürt haben.

Ich registrierte eine Verdunkelung der Luft und Umwölkung der Sinne, eine Art Betäubung. Bauten und Straßen sind plötzlich ein unentwirrbares Gefüge, ein Bergwerk und Höhlensystem, das den Eindringling mit steinernen Flanken und Gängen verschlingt. Die Luft ist nicht mehr die Luft von Gärten, Hinterhöfen und Wegen, nicht mehr Tag- und Zugluft (die letztlich vom Wald oder doch vom Himmel kommt) – Luft und Licht sind eine Art Unter-Tag-Gebräu, und in dieser künstlichen Dämmerung wird der durch und durch steinerne Rahmen zur Bühne. Die Verdunke-

lung aber ist nicht nur die Folge der steinernen Häufung, das Dunkel ist auch Dämmer einer Patina, einer Altersablagerung; es ist die Heraufkunft versunkener Zeit im Stein. In der Aura des altersdunklen Gemäuers ist geisterhaft alles vorhanden, was innerhalb der Mauern je geschah. Die Geschichte ist flüsternd lebendig, und diese zweite Dimension überlagert das ebenerdige Treiben und hüllt es in ein Geheimnis, das dir die Sinne benimmt.

Ich glaube, daß ich die städtische Sinnesverwirrung sehr stark empfunden habe, als ich mir mit dem neuen Schulweg die Stadt erschloß.

Der Schulweg führte ins Progymnasium, und dieses war in einem Schulhaus am Waisenhausplatz untergebracht. In Ermangelung eines genügend großen Schulhofs trieben sich die Schüler in den Pausen auf dem Platz herum, in einer Szenerie, die durch das ehemalige Waisenhaus, das jetzt Polizeihauptwache war, ein Hotel und Kino namens Metropol, eine Mädchenschule sowie allerlei Geschäfte und Wirtshäuser beherrscht war. Mehrmals wöchentlich war dieser Platz Marktplatz, und einmal pro Woche wurde hier ein Schweinemarkt abgehalten. Die Pausenschüler fanden sich dann mitten unter Bauern, die in blauen Hemdblusen oder altväterischen Anzügen aus dunkelbraunem Tuch neben ihren Schweinekisten stehen, ab und zu ein quietschendes Ferkel aus dem Behältnis fischen, es beäugen, betasten, feilschend begutachten und wieder versenken. Die Ferkel haben blaue Stempel auf der rosigen Haut, die Bauern paffen Pfeifchen, die Luft riecht nach Saustall, Tabak und Schnaps. Handschlag, wenn Bauer und Händler sich einig sind. Aus der



dünnen Luft des Latein- oder Mathematikunterrichts fielen wir kopfüber auf den derben urwüchsigen Boden des Schweinemarkts.

Wir waren es gewohnt, die Stadt an gewissen Tagen von Bauerninvasionen okkupiert zu sehen. Zwei Mal wöchentlich werden in Bern große Bauernmärkte abgehalten: ein Gemüse- und Früchtemarkt direkt vor dem Parlamentsgebäude und ein Fleischmarkt in der Nähe des Münsters. Der Gemüsemarkt fand unter freiem Himmel statt und war ein Summen, Drängen, Blühen und Grünen. Der Fleischmarkt aber in der Nähe des Münsters fand teils noch unter den Arkaden der altherwürdigen Stadtbibliothek statt, in klerikaler, wenn nicht pharisäischer Atmosphäre und in entsprechend gestrenger steinerne Kulisse; hier wirkte das blutige Handwerk des Schlächtergewerbes mittelalterlich grausam und imposant. Mit ihren zeltüberdachten Ständen nehmen die Metzger Gasse und Lauben in Beschlag. An den Ständen hängen halbe und ganze Tiere, rosige und dunkel verfärbte Tierkadaver von den Haken, und die Markttische sind mit saftigen Fleischstücken und Wurstwaren ausgelegt. Hinter den Tischen die Landmetzger mit den fußlangen weißen blutbesudelten Schürzen. Sie hantieren mit langen Messern und kurzen Beilen, während die Bürgerfrauen herbeiströmen und sich unter den Zeltdächern drängen. Die Bauern kamen aus den verschiedensten Dörfern und Winkeln des Kantons, sie waren nicht verstädert, und doch erschienen Städter und Bauern wie entfernte Verwandte.

Das Land, Hinterland und Bauernland, war nichts Abgerücktes, nichts Bestaunens- und Photographie-

renswürdiges, es lag griffbereit und üppig vor den Toren der Stadt. Wir fuhren zum Skilaufen ins Emmental, in den Jura und ins Berner Oberland; wir fuhren zum Baden an unsere Seen und Flüsse. Und jeden Sommer fuhren wir zum selben Bauern in die Ferien. Sieben Sommer lang wuchsen meine Schwester und ich mit Bauernkindern auf.

Das Dorf war nichts weiter als ein Flecken, mit wenigen weit auseinanderliegenden Höfen, die wir alle kannten. Unser Hof war nicht der prächtigste, doch ein richtiges Bauernhaus mit dem fast bis zum Boden reichenden Dach und einer breiten Auffahrt zur Heubühne. Wenn die Pferde die Fuder auf die Bühne zogen, donnerte es, und wenn es gewitterte und donnerte, bevor sich der Himmel entlud, hieß es, die da oben führen die Fuder ein. Der Heuboden war einstaubiges dämmriges spinnwebversponnenes Himmelreich mit Nestern von jungen Katzen, verirrtten Hühnern, abgelegten vergessenen Geräten und haushohen Ballen von Heu und Stroh. Wir kannten alle Tiere im Stall, mit Namen. Wir hüteten Schweine, jagten Hühner, wußten, wo der Bauer die Flinte für die Jagd aufbewahrte, begleiteten ihn, wenn er die Fallen für die Mäuse und Maulwürfe auslegte und wenn er sie holte. Wir gingen mit, wenn er das Gras mähte, wir halfen beim Garbenbinden und ein wenig beim Fuderladen, und wir fuhren zuoberst auf den wankenden Erntewagen heim. Wir kannten die ländliche Langleweile am Sonntag und die sonntägliche Reinheit unbetreter Waldschluchten, wo die seltenen Falter flogen. Wir sahen nach der Falkenfluh, ob sie rot sei, denn dann würde sich das Wetter ändern. Und

wir kannten nicht nur die umliegenden Höfe und deren Kinder, auch die Eltern der Kinder, die Alten, Knechte, Mägde und alle Tiere.

Wenn ich mit dem Altbauern zur Mühle in die nächste größere Ortschaft fuhr, schaute ich gebannt auf das rhythmisch wackelnde Hinterteil des Pferdes (beim einschläfernden Takt der schnalzenden Hufe), sah, wie der Schweif sich hob, wenn der Hintern mitten im Trab die Pferdeäpfel aussäte. In der Ortschaft roch es stark nach der Gerberei, und die Luft war mehlig-staubig. In der Ortschaft stand ein Schloß, das immer noch in Familienbesitz war. Wie eine Miniaturstadt kam es mir vor mit seinem großen quadratischen Hof hinter den Schloßmauern und dem bemalten Tor. Auch die Fensterläden waren flammend bemalt, und drinnen im Hof mit all den angrenzenden Wohn- und Stall- und Remisenkomplexen, mit Kutschen, Kaleschen, Gewächshäusern, herumstehenden Kübelpalmen schien ein sonniger Müßiggang zuhause, dessen Ahnung betörte und träumen machte. Später, als ich sowohl die bernische wie die russische Geschichte durch Bücher kennenlernte, siedelte ich das Leben der Gutsbesitzer in solchen Schlössern an.

Auch wenn im Geschichtsunterricht mein Herz nicht sonderlich für die Gnädigen Herren Berns schlug, schon gar nicht, wenn ich sie mir in Perücken und den lächerlichen Beinkleidern vorstellte, die sie auf den nachgedunkelten Bildnissen im Historischen Museum trugen – weit mehr faszinierte mich der Bauernkönig Leuenberger mit seinen Aufständischen –, so verband sich mit der Vorstellung ihrer Lebensführung dennoch ein melancholischer Lebenstraum. Die bernischen

Landgüter waren in aussichtsreichster Lage errichtet und mit allem versehen, was das Leben verschönt. Zur höheren Lebensart gehörten nicht nur die kulinarischen Freuden, auch Jagd und vielerlei andere gesellige Vergnügungen wie Landpartien, Ausfahrten in vom Lachen erschütterten Kutschen; und die Tagverbringung hatte sowohl mit Orangerien und Gewächshäusern wie mit Musik in Musikzimmern, Lektüre, Gesprächen in Salons und Grübeleien in Studierzimmern zu tun. Und zu all dem dunkelte es abends vor den schönen Fenstern mit allen Düften eines elysischen ländlichen Umschwungs, und nach Mittag lag ein Summton in der grünen und goldenen Luft, der nicht aufhören wollte und höchstens von dem fragenden Gegacker eines einzelnen Huhns unterbrochen wurde, ein panischer Zustand herrschte im Schloßhof, und Oblomow wälzte sich im Traum von einer Seite auf die andere im sonnenüberfluteten Kabinett und in seinen erhitzten Kleidern und schlief weiter.

Als ich vom Progymnasium ins Gymnasium übertrat, führte der Schulweg nicht nur in die Stadt, er führte mitten durch die Stadt und weiter über die Kirchenfeldbrücke in das vornehme Viertel des Kirchenfelds hinüber, das an den Tierpark Dählhölzli angrenzt. Das Gymnasium ist ein heller breitgelagerter Zweckbau, schätzungsweise aus den frühen dreißiger Jahren, der auf hohem Sockel und mit großzügigen, von den bronzenen Figurengruppen des Bildhauers Karl Geiser flankierten Treppenaufgängen bei aller Sachlichkeit an einen Tempel erinnert – einen Bildungstempel im Unterschied zur düsteren Zwangsanstalt des Progymnasiums. Nur eine Straße trennt das Schulhaus